



# Kriegsunterhaltungsbeilage Der „Saale-Zeitung“.



Nummer 15.

Sonntag, 7. April 1918.

Erscheint wöchentlich.

## Weg des Lebens.

Konkette in Briefen von A. Wittig.

(Nachdruck verboten.)

Lieber A. . . .! Seltsam sind die Wege des Lebens, kein ist oft die Art und Weise, wie Menschen einander begegnen. Noch heute ist ganz unter dem Eindruck unserer Zusammenkünfte. Nach wenigen Minuten waren wir schon so vertraut als ob wir uns seit Jahren kannten. Unwillkürlich fand ich im Laufe der Unterhaltung auch das „Du“.

Nach immer muß ich über einige Worte, die Dir von den Lippen fielen, nachdenken, jedoch kann ich mich Deiner Ansicht nicht annehmen, daß es für uns Menschen ein Unglück ist, Menschen zu sein. Wie gibt es, die den Instinkt als Schöpfer alles Seins anerkennen. Das trifft nicht so ganz zu. Der Instinkt ist mehr eine Gabe der Vorsehung. Wichtige Punkte die Zeit an uns vorbeizieht. Wie man sich verhält, ist das heute zum Besten geworden, und erst dann schließt man den Kopf über das Gesehene, das man erst heute richtig begreift. Wir Menschen sind in das Dasein hineingeworfen und müssen uns ihm fügen, ob wir wollen oder nicht. Wir sind kleinen Schmetterlingen vergleichbar, die auf dem Strome der Zeit auf und nieder schweben und von einem Windstoße, den wir Tod nennen, getrieben werden.

Wohlfühl ist es nicht, daß man den Weg zum Herzen eines Menschen erst finden muß, doch es ist nicht immer möglich. Aber Du hast, wie es scheint, trübe Erfahrungen gemacht und bist dadurch ein eigenartiger Mensch geworden. Wie Du siehst, gebrauche ich nicht den von Dir angewendeten Ausdruck „familiär“. Was andere Leute an Dir „familiär“ finden, das kann ich nur mit „eigenartig“ benennen. Meiner Ansicht nach gezeigst Du viel zu viel. Die Menschen wollen ja gar nicht, daß man über sie und ihre Probleme nachdenkt. Das ist Arbeit der Berufsleute, der Ärzte und Psychologen. — Gehört mein lieber Freund auch etwa dazu?

Es ist erlaubt und auch unser gutes Recht, aus den Erfahrungen anderer gute Lehren zu ziehen, aber es wäre vollkommen verfehlt, sein Lebensglück darauf aufzubauen. Und wenn man seine Erfahrungen so trübe waren, deswegen hast Du Dich abgefunden. Selbst der Krieg hat nicht vermocht, Dir Deine Eigenarten zu nehmen, sondern hat sie nur noch um ein Häufchen hervortreten lassen. Dein Logbuch, welches Du mir zur Durchsicht geschickt hast, beweist es mir. Zeit, Ort und Datum haben ganz und nur im Anfang läßt sich etwas über Charakterzüge und wesentliche Züge finden. Je weiter man vordringt, desto länger werden die Berichte, desto abgerundeter die Sätze. Und es ist Du dann schreibst, das ist nicht der Krieg, sondern das, was er in Dir erwirkte. Die Probleme des Menschseins schlingen um Dich und Dein gelammtes Innenleben einen unerbittlichen Bann. Ein Satz hat mich besonders befangen gemacht: — und ich glaube, daß der Gott, der in mir wohnt, größer ist als der, der mir geteilt wurde.

Wie ich das las, mußte ich an meine Kinderzeit denken, wo ich mit meinen Geschwistern meine Mutter zu küssen soß und ihr kuscheln durfte, wenn sie uns Mädchen erzählte, und mir das Brustlein antam. Rimm mir's nicht über, wenn ich Dir sage, daß Du Dich zu sehr über den Rahmen des Gemüthlichen hinausgehst, denn nur wenige gibt es, auf die der Krieg in erhebender Weise gewirkt hat, die sich durch eine gewisse Destätigkeit im Denken angereizt haben. Welt mir nur Menschen sind, müssen wir auch als solche denken und leben, denn vom Ererbten zum Ueberererbten ist nur ein kleiner Schritt. Alles Streben geht nach Glück. Wie man dieses nennt, ist Sache des einzelnen, der sich mit dem Schicksal auf seine Art und Weise abzufinden hat.

Was in meinem Briefen steht, will ich tun, um Dir etwas zu können. Herzlichst hoffst Du Dich nicht in mir getäuscht, daß ich Deinen Erwartungen gerecht werden kann.

Mit den herzlichsten Grüßen Deine Grete.

Lieber A. . . .! Ueber Deinen letzten Brief habe ich erst eine Weile nachdenken müssen, um ihn zu verstehen. Nicht immer kann alles nach Wunsch gehen. Freund- und Leid sind Geschwister, und als moderater Fatalist muß man es verstehen, beiden gerecht zu werden.

Nach mir ist es nicht erpärt geblieben, Stunden bitterster Not zu durchleben; aber seltsam, ich habe sie fast vergessen — nur das nicht, was sie mich lehrten. Jeder Mensch muß sein Kreuz tragen. Und sonderbar, jeder glaubt, daß das sein das schwerste ist. So viel wie Du habe ich nicht über das Leben nachgedacht, und es schließlich ganz in der Dämmung gefunden, daß es nicht immer eitel Freude und Sonnenchein sein konnte. Ich bin ganz anders als Du. Dir steht eben das helle Leben, durch welches mir das Leben immer schon dünkt, und die Welt voller Wunder ist. Und freist die Wirklichkeit auch einmal alles Sonnenchein hinweg, so gibt es doch noch den Mond und die Sterne und — die Lampe am Winterabend. Es gibt viel, viel Licht in der Welt. Man muß es nur sehen können und es tadelt auf sich wirken lassen. Du aber bist doch sonderbarer Mensch, weil Du es nicht sehen willst und Dich lieber in den Schatten stellst.

Mein helles Leben hat mit stets aus aller Not geholfen. Es zeigte mir die Blumen im Wege. Wenn ich diese mitunter ziemlich spärlich fanden und einfach waren, ich kniete doch nieder, pflückte sie und wand einen Kranz. In diesen Kranz flocht ich Hoffungsgrün mit hinein, und siehe — der Kranz war schon. Dadurch, daß ich dies konnte, habe ich mir eine goldene Brücke zu den Nimmern gebaut. Lerne sehen, lieber Freund, dann verstehst Du auch Leben. Ohne daß Du es willst, verleiht ich dann auch des Glückseligkeit Deines Lebens.

Mit den herzlichsten Grüßen Deine Grete.

Lieber A. . . .! Noch lobest die Kriegsfaule brandend empore, noch liegt der Schieber des Entschens über der Welt, aber die Sonne ist schon aufgegangen. Es kann nicht mehr lange dauern, und ihr Schein muß auf eine friedliche Welt herabgelingen. Wenn jener Tag anbricht, dann verleiht, daß Du im Heulen und

Beinen trauernder Gemitates gestanden hast. Wirf dann das Brau Deines Denkens mit dem Deiner Krieger ab. Wir Menschen können nichts dafür, daß wir auf der Welt sind. Trotzdem aber erträgt uns die Pflicht, unser Menschsein als besonderen und höchsten Beruf aufzufassen. Ich freue mich sehr darauf, Dich wiedersehen zu können. Du schreibst, daß Dein Auge klarer geworden ist. Nun, es ist mir eine Freude, Dir dazu beigetragen zu haben. Bis zum Wiedersehen die herzlichsten Grüße von Deiner Grete.

Lieber A. . . .! Du — ich lehne am Laternenfuß, während ich diesen Brief schreibe; dunkel ist es, denn der Nebel hüllt einen sehr unbedeutenden Schiefer um das Licht. Dazu sind die Finger ganz kamm, so daß ich kaum schreiben kann. Ich glaube, die Sternlein droben machen sich lustig über mich, denn ab und zu gelingt es ihnen, verdeckt durch den Nebelschleier auf mich herabzubringen. Bloß ich, daß keiner vorbeikommt und ich ungenügend ungenügend bin. Wenn es jemand sähe, müßte er Wunder etwas von mir denken. Doch hat jeder Mensch ein Recht darauf, seinen inneren Dingen auf seine Art und Weise Raum zu geben. — Nach kann ich das große Wunder, welches in Dir vorgegangen ist, kaum fassen. Ich bin überglücklich, Dir diese Gedanken zu haben. Habe ich es mir nicht selbst gebracht, aus Dir einen anderen Menschen zu machen?

Selbstverständlich muß ich die Sache geben, daß uns das Leben oft mit sonderbaren Epiphanyen anschauf. Deswegen müssen wir auch Fatalisten sein. Wir können nur (womit das Schicksal nach unserem Willen formen, als es die Selbstbestimmung zuläßt. Aber weiter dürfen wir nicht gehen, das hieße in Lieberantengung seiner natürlichen Kräfte an der Vorausbestimmung rütteln und verneinen in das selbsttätige Aderwert des Schicksals hineingreifen zu wollen. Wer sich democh dieses Unterzuges gummelt — dem ist das Leben ein feines Spinnwebchen, in welchem er sich durch irgendein Ungeglück verfangt. Um dem zu entgehen, muß man sich ein kleines Quantum Fatalität des Denkens und Fühlens zu erhalten wissen. Dann versteht sich folgende Devise ganz von selbst: ein neuer Tag — ein neues Leben.

Ja, mein lieber Freund, es gibt viel Erkenntnis in der Welt. Aber nicht immer fällt sie sich in dem, was wir Wahrheit nennen. Deswegen heißt es auch manchmal Menschen so schwer, die in die Dinge des Lebens hineinzufinden. Es ist eine große Kunst, die eigene Erkenntnis und die eigene Grundtatsache mit denen anderer in Einklang zu bringen. Wenn man das kann, dann versteht man auch so manches, was oft vermehrt und unklar erscheint.

Ich kann kaum weiter schreiben. Mißhan mir bringe ich den Briefstift über das Papier, denn die Finger sind mittlerweile ganz steif geworden.

Eben habe ich die Zeilen noch einmal überflogen. Ich muß glauben, wenn ich die Buchstaben ansehe, die oft ganz sonderbar dastehen.

Schreibe noch bald, denn jede Deine Zeile ist mir ein köstliches Kleinod. — Du und der Gang heute zu Dir — er wird der schönste meines Lebens bleiben.

Mit den herzlichsten Grüßen und Küßen Deine Grete.

Lieber A. . . .! Draußen ist alles so trübe. Nebelschleier malen düster und leibschwer durch die Natur. Von den Blättern der Bäume rieseln Tropfen herab, die die Regenschauer der Nacht zurückgelassen haben. Die Natur meint — auch meine Seele weint. Doch meine Züge, glaube ich, sind starr, denn oft ertrappe ich mich, wie ich gedankenlos auf einen Punkt blicke. Deine letzten Zeilen sind es, die mich so niedergedrückt haben. Ich bin innerlich ganz hilflos geworden. Es gibt also tatsächlich Stunden, in denen man über sein Selbst nicht klar zu sehen vermag? Ja, die gibt es, denn ich bin vor der Wucht auf mich einfließender Gefühle vollkommen überwältigt.

Du schreibst, daß Du Dich auf etwas Besonnen hättest, was Dir ebenfalls viel und traut gemessen — vom Recht des Herzens und anderes mehr —, auch, daß Du durch meine Mädchenaugen sehen gelernt hättest.

Ich kann und mag nicht mehr viel schreiben, denn durch mein Inneres geht es wie ein auf Aufzählung harrender Septiminnertrot. Bergabens luche ich in mir einen Ausgleich zu schaffen, doch es will mir nicht gelingen.

Schreibe mir bitte sofort wieder und gib mir volle Klarheit über Dich. Bieleicht bringt Du mir die Erklärung, die ich Dir gebracht habe.

Deine auf Antwort harrende Grete.

Bester Freund! Man sagt uns Frauen nach, daß wir einen feinen Instinkt besitzen, der uns gewisse Beziehungen und Zusammenhangs erraten lasse. Was in Deinem Briefe stand, mußte ich schon, bevor ich ihn öffnete.

Ich hatte nicht geglaubt, daß Du meine vorigen Zeilen, die in Hast und Unruhe hingeworfen waren, benutztem würdest. Daß Du es democh geteilt hast, dafür bin ich Dir dankbar. Nein, es verleiht mich nicht, als ich die mitgeschickte Photographie Deiner liebsten Hände glitt. Was soll ich mich verstellen! Mir der Offenheit, mit der ich Dir gegenübertritt, will ich Dir auch bekennen, daß ich Dich liebe. Dich liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele. So manches Ideal geht in Trümmern, so manche Hoffnung zerfällt an dem harten Felsen der rauhen Wirklichkeit. Und wenn es meinem Glück, meinem erträumten Glücke eben so ergibt, so muß ich mich darin zufriedigen. Durche ich mich nicht in seinem Glanze können, so bin ich doch zufrieden, wenigstens in seinen Schatten gestanden zu haben.

Das Bewußtsein, Dir zum Glücke verfallen zu haben, soll mein Glück sein. Ich bin ruhiger geworden; denn ich habe es über mich gebracht, aus der Tragik meines Seins einen Born zu schaffen, aus dem ich jederzeit und jede Stunde neue Kraft schöpfen kann, um mein Leben als Leben weiterzugeben. Beide glücklich, so wie Du es immer gewünscht hast, dann

hin und wieder noch etwas an mich; denn ich habe Dir ja den Weg gewiesen.

Der Kauf aller Dinge geschieht in zwei Worten: Schein und Sein. Ich glaube, daß Du dieses Philosophemwort kennen wirst. Darüber nachzudenken, weshalb ich zuerst „Schein“ sage und nicht „Sein“, wie es in der ursprünglichen Fassung heißt, das überlasse ich Dir.

## Die Ohrfeige.

Von Wilhelm Köllinghoff.

(Nachdruck verboten.)

„Wo“, reformierte Kaja, ein kleines, vergnügtes Mädchen mit blaugespunkten Augen, ihr geizt Replik in meine Hand. Das stelle ich hiermit fest, ihr werde meinen Bureauvorsteher in einer Weise erledigen, daß er uns nicht noch einmal die Bureaustunden verlängern oder den Urlaub verlängern soll. „Ausgenommen!“ brüllte der dicke Grabowitz, den seine Kollegen das „Mammut“ nannten. „Was müßte ihn überlegen. Eine Ohrfeige würde ihn zumüthlich machen. Wer traut sich, ihm diese Ohrfeige zu geben?“ „Freiwillig vor!“ kommandierte Kaja. Es meldete sich aber niemand, denn Replikin moog zwei Nummer und trug Handhabe 9%.

„Es ist etwas für Anatoli Fedorowitsch“, erwiderte Kaja. „Was, der Feigling, der idiot?“ fragte alle durcheinander. Kaja wartete, bis der Sturm verstanden war. Dann sagte er: „Seid nur still, es wird sich machen lassen. Nur müßt ihr tun, was ich auch sage. Gerade ich meine Finger nämlich zu zeigen den großen und braven Befehlshaber, so vergrößere Anatoli für euch. Ihr seht ihn nicht mehr, ihr seht ihn nicht. Ihr nur, als wäre er unfehlbar. Fragt er etwas, so geht ihr seine Antwort. Alles übrige bleibt mein Geheimnis.“

„Ich — und noch eins: Glück die Sache, so besagt ihr, ihr Fräulein bei Sokolow auf dem Reuß!“

„Bumm!“ mir hinfundzwanzig Rubelchen, flüchte Kaja dem verwunderten Anatoli ins Ohr.

„Wozu?“ schaute Anatoli entsetzt. „Wozu?“ meinte Kaja und ließ sein Häufchen spielen. „Kannst du schweigen?“ „Mein Ehrenwort!“ beteuerte Anatoli. „Wir können reich Leute werden, Anatoli. Wir können morgens Champagner stillt Koffee trinken und der reizenden Schwulowa zu einen ihrer vielen Geburtstage im Jahr Brillanten schenken.“

„Wer, mir?“ „Du, du und ich, ich und du. Paß mal auf, Anatoli, die Sache ist ernst. Ich kenne einen Entzeten, den ich geteilt machen Front veranlaßt habe. Ein famoser Herr. Der hat ein Ansehen zu verkaufen, das unsicher macht. Wer es in der Tasche trägt, den sieht man nicht, den hört man nicht. Er kann tun, was er will.“

„Und warum müßt du die Sache nicht allein?“ fragte Anatoli misstrauisch.

„Das ist es ja eben“, erwiderte Kaja, „das Ansehen wird nur bei Leuten, die nicht verheiratet sind.“ Kaja leuchte. Dann fuhr er schmeichelnd fort: „Wir machen die Sache zusammen. Du bekommst das Ansehen, und was wir verdienen, teilen wir Ehrenwort!“

„Ehrenwort!“ wiederholte Anatoli und schüttelte Kaja die Hand.

Nachmittags rief Kaja Anatoli auf den Tur hinaus. „Nun“, fragte Anatoli atemlos, „heißt du es?“

Kaja machte ein bittererntes Gesicht und reichte ihm ein dreieckiges Notizstückchen.

„Eine Biermarke!“ grünte Anatoli und hob das Ding in die Westentasche.

„He, he, Anatoli!“ brüllte Kaja. „Was soll denn das heißen? Was läufst du mir weg?“

„Ich habe ja neben dir“, erwiderte Anatoli mit der Regung zitternder Stimme, „auch doch die Dummheiten.“

Aber er hatte keinen Erfolg. Kaja wollte ihm nicht leben hätte ihn nicht und ging mit einem Stuß ins Bureau zurück beim Eintritt hob er seinen Finger zwischen den zweiten und dritten Befehlshaber.

Hinter ihm schlingelte sich Anatoli ins Bureau. „Gutes Tag, meine Herren!“

Niemand gab ihm eine Antwort.

„Merkwürdig, merkwürdig!“ flüsterte Anatoli vor sich hin. „Es scheint doch etwas daran zu sein! Se, Sergei!“ freudete er sich und ließ die fünfzig Rubel wiedergeben, die er heute glauß, ich, drei Jahre lang bin.“ Sergei aber sah über ihn hinweg und bat seinen Nachbar um ein Streichholz, das er so dicht vor Anatoli antrieb, daß dieser eiligst seine Nase in Sicherheit brachte.

Auf Anatolis Stirn trat der Schweiß. Aber er wollte noch eine Probe machen. Trat aus Rüt des dicken Grabowitz und holte sich dessen sorgfältig gehütete Schnapsflasche, aus der er einen langen Zug tat. Aber Grabowitz rügte sich nicht. „Kein Zweifel, ich bin unfehlbar!“ flammte Anatoli. „Ich bin eine richtige Kraft!“

Dabei setzte er sich auf seinen Kontorohrmel. „Wo nur heute Anatoli seinen Kanton hat, indem er nach der Tür ist.“

„Er wird wohl verschlafen haben“, warf der dicke Grabowitz ein.

„Verschlafen bin, verschlafen her!“ jagte Kaja. „Gut, daß Replikin, unser Bureauvorsteher, heute eine halbe Stunde später kommt. Er würde ihn schon herunterrumpfen. So einen gutmütigen Burshen! Man sagt, der Bureauvorsteher würde ihm eine Ohrfeige geben, er würde sie einstecken und helfen dem Bau-Heuchelgehoren!“ jagen. Meinen Sie nicht, herr Sergei, Grigoriowitsch!“

„Gewiß, meine ich es“, rief Sergei heilig. „Dieser Anatoli ist ja ein Feigling!“ und Kaja fuhr beständig fort: „Ich an seiner Stelle hätte diesem Replikin schon längst eine Ohrfeige gegeben.“

**„Ich das heißt, aber — lieber ist er ja dazu zu sein!“**  
 In diesen Augenblick vertritt mich das Gefühl, dem  
 brechen mochten sich die wichtigen Schritte Replikens, dem  
 Bureauintranten, bemerkbar. Reigenartig schob sich Anstalt  
 von seinem Schreibtisch und schickte sich hinter die Tür. Der  
 Bureauintrant Replikens rief sie von demfen auf, blieb einen  
 Augenblick im Rahmen stehen und warf einen schneidenden  
 Blick über seine Schanzenherde.  
 „Jahor!“ brüllte er. „Wo ist dieser Lump, der Anatoli?“  
 Wie im Schreck erstarrt lag alles vor sich hin. Da löste  
 sich eine zierliche Gestalt aus dem Türwinkel. Ein Etwas sprang  
 schäftig vor und ein Schatten legte sich zwischen Replikens  
 und sein Personal. Im nächsten Augenblick oder hörte man  
 es klingen. Rechts und links fanden zwei miselnde Hände  
 engte Fassung mit den kauronen Boden Jesim Replikens,  
 des Bureauintranten hochaufgehoben.  
 In dem Frühlicht der Sokomens auf dem Rammt über  
 konnte Anatoli nicht teilnehmen.

**Bunte Zeitung.**

Die Großkreuzritter. Das Ehre Kreuz mit goldenen Strah-  
 len war das äußere Danteszeichen, das Hindenburg von seinem  
 taillerischen Herrn für den erfolgreichen Schlag im Westen  
 erhielt. Damit ist Hindenburg in den Besitz der „höchsten Klasse“  
 des Ehrenkreuzes gelangt, denn nur der alte Kaiser konnte  
 nach seinem Tode die Großkreuzritter ernennen. Die Fiktion  
 der Kaiserin Elisabeth in der Geschichte auf  
 zurechnen können. Sie führt besonders in der Geschichte auf  
 langem den Namen Kaiser-Kreuz. Nach Hindenburgs ge-  
 nauer Befehle, General Lubendorf, ist nunmehr in den Besitz  
 des Großkreuzes gelangt. Das Großkreuz wird bekanntlich für  
 eine entscheidende Schlacht verliehen, durch die der Feind zum  
 Verlassen der Stellung gezwungen wurde, oder für die selbst-  
 ständige mit Erfolg getrimte Führung einer Armee oder Flotte,  
 oder für die Eroberung einer großen Festung, oder für die Er-  
 haltung einer wichtigen Festung durch deren ausdauernde Ver-  
 zehigung. Die Ritter des Großkreuzes, die vor Lubendorf in  
 diesem Kriege mit dieser Auszeichnung geschmückt wurden,  
 sind außer dem Kaiser Hindenburg Prinz Leopold von Baden  
 und Württemberg. Am 22. März 1871 wurde das Großkreuz am  
 22. März 1871, also dem Geburtstag des greisen Kaisers, an  
 acht deutsche Heerführer verliehen: an die Kronprinz von  
 Preußen und Gochin, an den Prinzen Friedrich Karl von  
 Preußen, den Großherzog Friedrich II. von Mecklenburg-  
 Schwerin, sowie die Generale Moltke, Goben, Mantenteufel  
 und Werder. Auch Kaiser Wilhelm I. legte auf Witten seiner Generale  
 das Großkreuz soham an. Im Jahre 1813 wurden neben  
 den Rittern, der das Großkreuz für die Schlacht an der Katzbach  
 erhielt, Bismarck für seinen Sieg bei Dennewitz und der Kronprinz  
 von Schweden durch diesen hohen Orden ausgezeichnet. Im  
 Verlaufe des Festtages erhielten soham noch Kaiserin und  
 Josef von Bayern die höchste Auszeichnung. Kaiser-Kreuz  
 soham die Großkreuz des Ehrenkreuzes werden an einem  
 breiten schwarz-weißen Bande um den Hals getragen.

Zwei bemerkenswerte Fälle vom „zweiten Gesicht“ weiß  
 Heinrich Franz im neuesten Heft der „Zeitschrift „Hesseland“  
 zu berichten. Bei dem ersten dieser Fälle, die sich bei ein-  
 zeitlicher der Luftkurort ereignet haben, handelt es sich um die  
 ichtzählige Form des „zweiten Gesichtes“, wo ein dem Tode  
 Gemeiner sich dem Sehenden als Leidenden im Gange darstellte.  
 Der 1745 zu Marburg verlebte Oberpfarrer Johann Heinrich  
 Jemmer sah nämlich, bald nach Winternacht aus einer Ge-  
 sellschaft heimkehrend, die lutherische Pfarrkirche erleuchtet, das  
 Portal geöffnet, und als er, kleinen Entzungen mit, hineinblin-  
 dete, sah er vor dem Altar einen von Sängern umgebenen Mann  
 in diesem Anzuge, der die letzte Anstalten des Lebens machte,  
 und von Marburg. Am Morgen darauf verriet er in tiefer  
 Beweugung und unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was er  
 in der Nacht mit schauerndem Geseh erlitten hatte. Am Tage dar-  
 auf starb der Kommandant und wurde an derselben Stelle, wo  
 er Jemmer gesehen, zum Begräbnis aufgeführt. Dann das  
 zweite Geschehen. Am 31. Oktober 1788 starb plötzlich infolge  
 eines Schlaganfalles auf Schloß Weiskirchen, heute Weiskir-  
 chen, Landgraf Friedrich II. Seine Gemahlin, Wilhelmine von  
 Brandenburg-Schwedt, befand sich zu der Zeit auf Schloß Mont-  
 bellard oder Mümpelberg bei ihrer Schwester, der Herzogin von  
 Württemberg. Die Damen der Bandgräfin weilen dieselbst in  
 einem Zimmer, mit Gasseit und dadurch getrenntem Anblick auf  
 einen langen Korridor. Auf diesem Gang kamen sie plötzlich den  
 Bandgräfin entlang kommen. Als sie überdrücklich sich erhoben,  
 um ihm die Tür zu öffnen, war die Erscheinung verschwunden.  
 Es war die Stunde, wo auf Schloß Weiskirchen der Landgraf  
 verstarb.

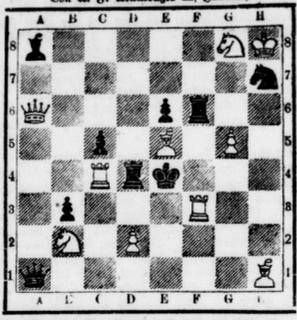
Pariser Lust- und Aellerstunde. Wie aus Berichten der  
 französischen Zeitungen hervorgeht, fühlen sich die Pariser in  
 ihrer Ruhe gestört und schreien nach Hilfe. Diese wollen sie  
 neuerdings von „Lustschuften“ errettet wissen, das heißt Poli-  
 zisten, die mit Flitzern in die Wollen zu steigen haben, um von  
 oben die Bewohner der Seinstadt aufzuschreiben, die sich nächst-  
 lichst eines verbotenen Lichtbrennens schuldig machen.  
 Demgegenüber wirft die französische Behörde ein, daß sie ihre  
 Polizisten nicht dazu angestellt habe, um in der Luft herum-  
 zufliegen. Antwort dort oben, sollen sie sich lieber etwas weiler  
 unter, nämlich in die Keller begeben, wo sich allmählich ganz  
 unangenehme Zustände entwickelt. Hier oben, die unten — die  
 Pariser sind gekloppt, was für Schuften sie bekommen werden.  
 Barmüthig gar keine, da diese zu nötig an der Front zum  
 „Schuh“ gebraucht werden.

Künstler-Anedoten. Die Märznummer von „Kunst und  
 Künstler“ (Kassler, Berlin) bringt wieder einige Geschichten von  
 Künstlern und Kunstwerken, denen wir die nachstehenden ent-  
 nehmen: Der grüne Trüber. Ein Berliner Kunst-  
 händler, der die Tage über hat, nur er dürfe Bilder von Trüben  
 erwerben, beschloß einmal im Sommer den Künstler in Gar-  
 berg, um in dessen Atelier auf Jagd zu gehen. Zu seinem Leid-  
 wesen fand er nicht ein einziges neues Bild vor. Als er Trüber  
 fragte, ob er dem nichts Neues gemalt hätte, antwortete dieser:  
 „Sehen Sie zum Fenster hinaus, da werden Sie sehen, daß die  
 Bäume grün sind. Wie soll ich da malen? Die Leute wollen  
 doch nun einmal nicht, daß meine Bäume grün sind. Kommen  
 Sie im Herbst wieder, dann sind die Bäume gelb, dann malte  
 ich.“ „Im ersten“, „Schmer“, „Dem Paris“  
 war seine Frau gestorben, die Frau mit dem beständig können  
 gähnen. Köstlich hat den Bildhauer Fremiet, die Hände ab-  
 geschnehen und in Marmor auszuführen. Als Fremiet die Arbeit  
 beendete, dankte Köstliche ihm überaus herzlich. „Sie haben  
 mich viel für mich getan, verehrter Meister“, sagte er. „Bei  
 dieser Gelegenheit — was bin ich Ihnen schuldig?“ „Hundert-  
 aufend Franken“, „hunderttausend Franken?“ „Das ist viel  
 Geld.“ — Aber Herr Bazon, was ist mit mir nun im ersten  
 Schmerz? — „Mitho“, „Schmerz“. Vor einigen Jahrzehnten  
 noch eine aus Desferre'stammende Malerin großen Ruhm an-  
 und mit demselben Indutrieeller ließ sich von ihm malen  
 und wurde ihr dann einen Schatz über dreitausend Mark. Anders

Tags kam der Gatte der Künstlerin, der die Rolle eines In-  
 terpretanten spielte, zu dem Indutrieellen und meinte, es sei ein  
 kleines Versehen passiert. Es wären freilich dreitausend ver-  
 gemeint. „Ach so“, sagte der Indutrieeller, ging an den Schrei-  
 bische, schrieb einen Schatz im Betrage der Differenz aus und über-  
 gab ihn dem tüchtigen Gemann mit den Worten: „Ich bin nur  
 froh, daß Ihre Gattin nicht Engländerin ist; sonst wären es  
 Hunderte Sterling gewesen.“

**Schach.**

Bearbeitet von Max Weiß.  
 Aufgabe Nr. 2204.  
 Von H. B. Madenke auf Jamaica.



Weiß: Kf8, Dd6, Tc4, L3, Lh1, e5, Sb2, g8, Bd2, g5.  
 Schwarz: Kd1, Ta4, Td4, f6, Ld8, Sh7, Hb3, e5, e6.  
 Weiß zieht und legt in drei Zügen matt.  
 Lösung: Lc5-h2.

**Parie 2176.**

I. Schönheitspreis (500 Fr., gestiftet von Streibern von Roth-  
 schid) im Pariser Meister-Turnier 1900.  
 Wiener Eröffnung.

gepielt am 12. Juni 1900.  
 Weiß: J. Niesels. Schwarz: D. Janowski.  
 1. e2-e4 e7-e5 4. d2-d3 d7-d6  
 2. Sb1-c3 Lc8-f6 5. Lf2-f4 Sd8-c6  
 3. Lf1-c4 Lg8-g5  
 Weiß erhebt c7-c6, um auf 6. f4-f5 mit d6-d5 antworten zu können.  
 Nach 5. Lc6 kommt in Betracht: 6. f4-f5, Lx4 7. d3xc4, Lb4  
 8. Lg6, Lxc3, Lx2xc3 etc.)  
 6. f4-f5 Sc5-a5

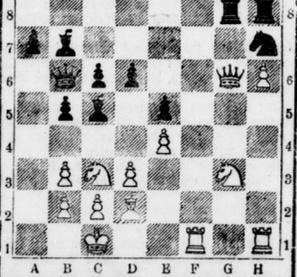
Den Springer bei Beginn an den Rand zu setzen, kann nur  
 ein unvorteilhafter Entwidlungszug sein.  
 7. Dd1-f3 c7-c6 11. a2xb3 h6-h5  
 8. g2-g4 h7-h6 12. g4xh5 S16xh5  
 9. h4-h5 h7-h5 13. Sg1-e2 Dd8-h6  
 10. Lc4-b3 Sa5xb3

Besser war Dd7, da die Dame auf h6, wie wir sehen werden,  
 ganz unnütz bleibt.  
 14. Se2-g3 Sh5-f6 18. h5-h6 g7-g6  
 15. Lc1-g5 Lc8-b7 19. 0-0-0 Th8-g8  
 20. Dd3-f5 Sg8-b7 20. Dg6-g7 f7xg6  
 17. Lg5-d2 0-0-0 21. Td1-f1 Kc8-h8?

Warum Schwarz die feindliche Dame noch f7 eindringen läßt, ist unklar.  
 Der natürliche Zug war 21. ... Dc7, worauf 22. Df7 wegen Td8 zu nichts  
 führt.  
 Zusätzlich erhebt sich 21. Td8-f8 p. 22. Dg4-f, Kd8 23. Txf8+  
 (Dd7, Sd6), Sx18, und Schwarz hat ein gut zu verteidigendes Spiel.  
 22. Dd3-f5 Tg8-h8? Das eine genügende Verteidigung p. 23.  
 23. Dxc7, Kxe7 24. Td7-f, Td7 25. Th1-f, Tg8-g8 26. Tg1, Txf7?  
 (S18, Tg8 nim) 27. h6xg7, Td8-8 28. Lh6 (drohend T18), Lc8  
 29. Th8, Lc6 nim.

23. Df7xg6 Td8-g8  
 Offener hätte Janowski bei seinem vorigen Zuge gedacht,  
 daß er nun den Sg3 gewinnen könne, eine böse Täuschung! (Siehe  
 Diagramm!)  
 24. Dg6-g7! Lb7-c8  
 Nach 24. ... Tg8xg7 25. h6xg7, Th8-g8 26. Th1xh7 gewinnt  
 Weiß leicht.

Stellung nach dem 23. Zuge von Schwarz:

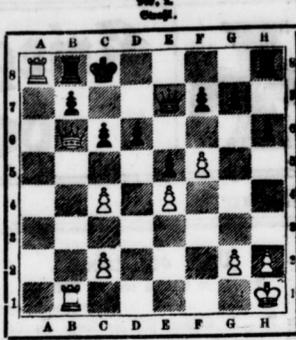


25. Sg3-f5 Lc8-f5 31. Dd7-e6 Sg6-f4  
 26. Th1-x1 Lc8-b4 32. Ld2x14 e5x14  
 27. Kc1-b1 Lb4xc3 33. Td5x14 Dd6-c5  
 28. h2xc3 Sh7-f8 34. Td4-f7 Dc5-g5  
 29. Th1-f1 S18-g6 35. T17-f1! Dc5-g5  
 30. Dd7-f7 Th8-g8 36. Dc6-e7 Aufgegeben.

Alle Mühe vor der schneidigen Stellführung Niesels, aber  
 Herr Janowski hätte auch ein kleiner Anteil an Preise gebührt;  
 denn nur durch seine entsetzlichen Fehler wurde die schöne  
 Kombination des ersten ermöglicht.  
 (Glossen nach der „Wiener Schachzeitung 1900“.)

**Kombinationserlen.**

Vor einigen Jahren brachten wir eine mit viel Beifall auf-  
 genommene Serie von „Schachmeisterstücken“ — sie wird dem-  
 nächst im Betrage G. Donner in Mühlhausen in Separatdruck er-  
 scheinen — die den Stamme liefern, daß auch unsere anerkannten  
 Meister von menschlichen Schwächen und Irrtümern nicht frei  
 sind. Als Gegenstück dazu und um sie für obige „Kombinationen“  
 gemähermaßen wieder zu rehabilitieren, lassen wir nunmehr eine  
 größere Anzahl Kombinationserlen folgen, das heißt Einzelspiele,  
 die die Gemoltheit unserer Schachgroßen im harten Kiste erweisen  
 lassen.  
 M. W.



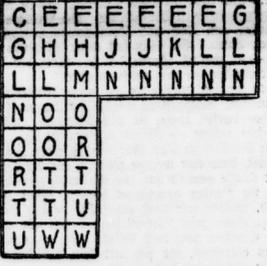
Stellung einer am 21. April 1912 zu Passau gespielten Stim-  
 manntarte (Kaufspiel) nach dem 26. Zuge von Schwarz.  
 Weiß gemann durch nachstehende zwar kurze aber glänzende  
 Opferkombination: 27. Dxc6+! Dc7 28. Txb7!! Aufgegeben.

**Schachstränge Nr. 2.**

Von Oskar Wittauer.  
 V. Für die Zufahner.  
 Die größte mit Recht man, wenn du magst.  
 Zufahner laut Kritik zu lesen:  
 Bemere nichts, wenn du auch magst  
 Am Schachbrett viel bemerken müßten  
 VI. Aus den Meisterturnieren.  
 Durch sühne Opfer pflegen  
 Den Sieg sie zu erlösen:  
 Oft nimmt den Preis entgegen.  
 Wer vieles preisgegeben.  
 VII. Finjustial!  
 Die Jnanen preisen wie die Alten  
 Der Schachspielkunst gerechtes Mitleiden.  
 Bei guter Führung anerkannt  
 Die Bannern heißt zu Offizieren.  
 VIII. Kasunja.  
 Beachte das „Touche, joule!“  
 Greift da den falschen Stein, o weh!  
 Zu spät, wenn dir das unbehaglich:  
 Wort dann erntet: „Noli me tangere!“

**Preis-Rästel.**

Die Buchstaben in dem Winkel sind so zu umstellen, daß in dem woge  
 rechten Reilen jeweils ein in den entsprechenden linken Reilen Wörter entstehen  
 möge bedeuten: 1. Räufischer Schwärzer, 2. Weichspies, 3. Stanzmaschine  
 Schriftstift.



Problem: „Der Grimm“



Ankündigung des Preisrästels aus Nr. 13:

Ankündigung der Scherabe.  
 „Frankfurt“

Rästelösungen landen rechtzeitig ein.  
 Frau Anna Griffl (Obernburg), Kurt u. Alma Keschke,  
 Elfriede Wan, Walter Hüme (Dauhauf 4. Dresden), Fritz  
 Ullrich, A. Tenopi (Salzberstadt), Oskar Stegmann (Galsungen),  
 Lotte Jobn, Gertrud Koch, Käthe Biemes, Walter Boder, Frau  
 C. Flab, Paul Richter, Hedwig Kraft (Merleburg), Emma  
 Juchow, Olga Wandrich, Gertrud Kretzmann, Käthe Bretter,  
 Paul Müller, Anna Berger, Walter u. Elisabeth Keller, Frau  
 Anna Otto (Hölan), Helmut Friedrich, P. Schlicht, Maria Balle  
 Ulrich u. Walther Schöbe, Karl Brandt (Magdeburg), Hans  
 Kume, Maria Müller, Gullav Grunide, Gertrud Boigt, Mar-  
 garete Kralje (Uchspringe), Fritz u. Kurt Biele, Betty Hüber,  
 S. Liebe (Kriem), Olga Schöbe, S. Henon (Niemitz), Dr. Frank  
 (Uchspringe), S. Sangermann, Charlotte Keller, Frau Marie  
 Mühlbach, Marie Müller, E. Weisel, Maria Richter, Alfred  
 Karch, Hans Stüme, Rudolf Wagner (Zarpenburg), Franz Elise  
 Schröder, Rudi Band, Frau Hübler (Schaffstädt), Gertrud Schö-  
 nhorst, Helmut Bodmerer.  
 Preis erhielt Frau Anna Griffl (Obernburg), und zwar  
 Gertrud, Heibelbe.

Rästelösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben  
 sollen, bis spätestens Donnerstags mittags in unserer Kanzel  
 geschickt werden. Die Rästel sind in der „Kombination“ zu lösen  
 und mit genauer Angabe versehen sein; auch ausdrücklich zu be-  
 weisen, daß die Rästel richtig gelöst sind, und daß die Lösung  
 der Rästel die richtige Lösung ist.  
 M. W.



